Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 40

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau

Es darf gedacht werden

In jeder Sekunde verhungert ein Mensch auf dieser Erde. So lautete die Statistik vor einem Jahr. Es bedarf keiner großen Phantasie, sich auszurechnen, in welch entsetzlicher Weise die Zahl sich nach den Geschehnissen dieses weiteren Jahres erhöht hat. Und welche Statistik vermöchte schon wirklich die Unzahl der still vor sich hin Hungernden und der stumm Verhungerten auch nur annähernd zu erfassen? Die meisten nehmen dies ohnehin weiterkauend bei den Nachrichten zur Kenntnis.

*

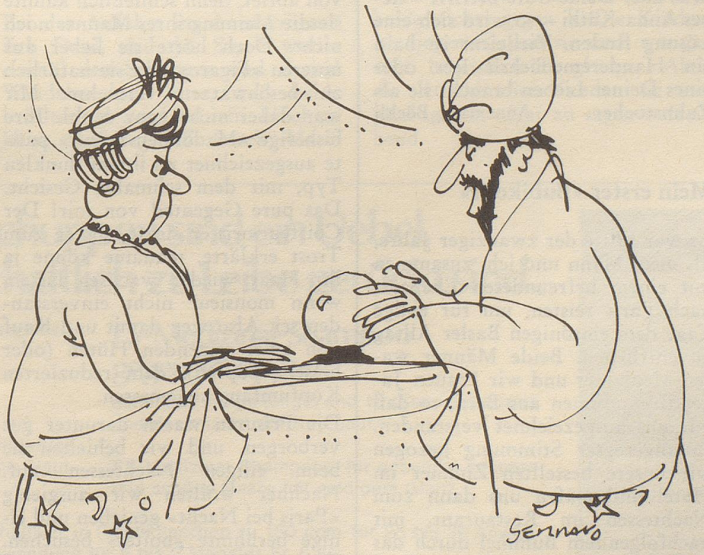
«Ich nehme den Onassis, der ist so gut bei Kassis.» Dies sagte sich vor einigen Jahren die attraktive, keineswegs unbemittelte Präsidentenwitwe aus USA, schritt zu Tat und Traualtar und hielt Einzug in ägäische Gefilde. Nachdem der entcallaste Ari anläßlich der neuerlich verlorenen Freiheit seiner dekorativen Neuerwerbung namhafte Preziosen dargeboten hatte, ging er zur hektisch geschäftlichen Tagesordnung über. Es war wohl indessen nicht nur dieses Schmuckopfer, das in ihm eine vage Erinnerung an den Lands- und selfmade-Mann Polykrates aufgeistern ließ, dem bekanntlich, allerdings durch weitaus rüdere Methoden und bei einem teilweise nicht ganz spontanen Ueberangebot an Arbeitskräften, ein Wohlstand erwuchs, der ihm allmählich, besonders unter den beschwörenden Einflüsterungen des zu Besuch weilenden ägyptischen Königs, selbst unheimlich wurde. So schnellte er in dessen Beisein, getrieben von unerträglichen Bissen seines unguten Gewissens, den Wappenring bester Garnitur ins Meer, um auf diesem schon damals nicht ungewöhnlichen Wege mit den Rachegöttinnen und diversen zuständigen Göttern ins reine und damit wieder ins Geschäft zu kommen. (Die ganze Aktion erwies sich notabene als übereilt. Die Herrschaften aus der Unterwelt und auf dem Olymp waren offenbar noch gar nicht so muff, schickten den Ring via Fischmagen schon am nächsten Tage per Fischer zurück, und damit den entsetzten Aegypter heim ins Reich.)

Ja, dies törichte Gewissen! Es stößt auch heute gelegentlich bei den Jedermanns höchster Steuerkategorie hoch. Das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend schreitet man alsdann zu öffentlicher Wohltätigkeit und betreibt Caritas mit Kaviar. Denn «Wohltätigkeit ist sehr schön, aber es soll sich lohnen», wie Simone de Beauvoir einmal so treffend bemerkt hat. Alles was Rang, Namen und hochschwanger krokodilene Brieftaschen hat, strömt zusammen in München, Monte Carlo und Paris, um im vereinigten Hochgefühl appetit- und durstanregender Geberfreude zunächst einmal den eigenen Magen zu füllen. Dies geschieht denn auch um kaum zu überbietende Traumbüffets gruppiert, während Photo-, Film- und Fernsehequipen gewissenhaft das strahlend wohlgelaunte Treiben und Lächeln der an ihrer Spenderfreude und Champagner Berauschten erhaschen. Ausgiebig wird die Fahnenweihe der Haute Couture registriert, und die unübersehbaren Schmuckklunker an der großzügig freigelegten und der Wohltätigkeit zur Verfügung gestellten Damenanatomie glitzern im Blitzlicht. Anschließend dürfen auch die Aermsten der Armen in farbenfreudigsten Illustrierten nachschlagen, um zu erfahren, wie sinnvoll und selbstlos die Reichen Barmherzigkeit an ihnen zu üben imstande sind und alles, aber auch wirklich alles tun, dem störenden Mißstand der Armut und des Hungers abzuhelfen. Staunend und bewundernd steht das gaffende Fußvolk, das hungrig «Vivat» schreit.

Inzwischen ist man in Paris zum 150. Rendez-vous für Vietnamgespräche zusammengetreten. Diese Häufigkeit verrät, daß auch Paris mehr als eine Reise wert ist. Würdig beziehen die mit der wichtigen Mission Betrauten ihre wohltemperierte Zimmerflucht im Allererstklaßhotel, um nach ermüdenden Aussprachen nunmehr freudig der vorzüglichen Küche und exquisiten Spitzengewächsen zuzusprechen. Kein Wunder, daß bei so viel Be-, Aus- und Zusprechen das ergebnisgekrönte Resultat hartnäckig auf sich warten läßt. Es ist nämlich gar nicht so einfach, sich im weichen, warmen französischen Bett das grauenhafte Massenmorden und Verrecken in schlammigen Bombentrichtern vorzustellen und daher nur zu menschlich, wenn man es angesichts des gebotenen Komforts nicht so eilig hat, zu einer Einigung und somit zu einem friedlichen Ende zu kommen. Ach, ich werde den häßlichen Verdacht nicht los, man käme zu prompteren positiven Ergebnissen, wenn man die Grundidee der Camping-Gastlichkeit aufgriffe, die sich der Schah anläßlich seines Jubelfestes einfallen ließ, um seine illustren Zugereisten unterzubringen. Diese Grundidee, verwirklicht aber in Form von Barackenlagern, deren Räumlichkeiten, spartanisch bestückt mit Feldbett, Torfmullklo und kalter Gemeinschaftsdusche, würde zu längerem und vor allem wiederholtem Verweilen weniger einladend sein. Zumal die Verpflegung, reihenweise angetreten gefaßt, aus einem Schlag währschaften Sauerkrauts bestünde, das schön treibt, müde Männer munter macht und die Verantwortlichen überdies zwingt, sich bei ihren Sitzungen möglichst kurz zu fassen.

Wie gesagt, es darf gedacht werden. Aber solange der Satte sich selbst der Nächste ist und sein in Wohlstandsfett gebettetes Denken die Vorstellungskraft für das entsetzliche Elend seines verhungernden und verreckenden Nächsten erstickt, so lange wird sich nichts ändern auf dieser Erde. Nichts.

Tutti



«Ihr Gatte sel. ist in einer Konferenz – möchten Sie mit seiner Sekretärin sel. sprechen?»

Wegwerf-Krankheit

Liebes Anne-Käthi! Dein Gufendilemma (Frauenseite in Nr. 35) zwingt mir direkt den Kugelschreiber in die Hand. Wie schön, daß es in dieser Wegwerfzeit noch söttige Leute gibt! Ich selber bin nämlich – nach mindestens acht Zügleten – auch von der Wegdamit-Krankheit befallen. Es mutet mich immer so heimelig an, wenn ich solcher Tugend begegne in der Person von Bhaltis- und Vorrattypen.

Meine Freundin – zum Beispiel – hat auch so ein sparsames Mueti; sie erzählt mir amigs verzweifelt davon. (Warum eigentlich bringt die Tugend andere oft in Verzweiflung?) Da habe also im Stübli von besagtem Mueti schon jahrelang ein schulig schmutziger und verbrannter Lampenschirm gehan-

Nebelspalter
Humorerhalter

Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein ova-Produkt

gen, den die Tochter nach langem Kampf durch einen schönen neuen ersetzte. Nach ein paar Wochen, auf der Suche nach Bettsocken, fand sie den alten – fein säuberlich verpackt, in Seidenpapier eingewickelt – im Kleiderschrank.

Und dann meine Tante Ida – die hat Strümpfe – ich sage Dir! Der Neid könnte mich fressen, wenn es Strumpfhosen wären. Von jeder Farbe mindestens ein halbes Dutzend. Dicke fleischfarbene, die einmal Mode waren, und dann die ganze Skala bis zu den heutigen. Tragen tut sie – wie mir scheint – immer das gleiche geflickte Päärli, mit verdrehter Naht rund ums Bein.

Und dann die Tante meiner Freundin. Die hat zum Glück ein eigenes Haus, wo sie immer wieder anbauen kann. Die bringt es einfach nicht übers Herz, ein leeres Joghurt-Becherli in den Güsel zu werfen. Weil sie Plastic so liebt, kauft sie alles, was daraus fabriziert wird, gleich dreifach. Wenn man bei ihr einen Kasten aufmache, so kämen einem nicht selten kunstvoll aufgetürmte Klopapier-Rollen entgegen.

Direkt beneiden tu ich eine Bekannte, die in der Werkzeugtrucke ihres seligen Papa fünfundvierzig geheimnisvoll verklebte große und kleine Büchsli fand – mit lauter rostigen und krummen Nägeln, Schrauben, Ringli und Höögli gefüllt; zum wieder einmal froh sein darum!

Siehst Du – das alles finde ich so rührend – aus der Distanz! Denn einmal wird es nicht mehr möglich sein – dann nämlich, wenn auf unserer Welt wegen Platzmangel jedem nur noch *ein* Wandschrank zugeteilt ist. Was das Schlimmste sein wird daran – unsere heimeligen Hamster werden dabei seelisch verkümmern.

Was aber Deine Gufe betrifft – liebes Anna-Käthi –, so wird sich eine Lösung finden. Vielleicht ist bald ein Handcrèmebüchsli leer oder eines Deiner Lieben braucht sie als Zahnstocher. Annemarie Böckli

Mein erster «Bubikopf»

Es war Mitte der zwanziger Jahre, als mein Mann und ich, zusammen mit einem befreundeten Ehepaar, nach Paris reisten, um für einige Tage dem eintönigen Basler Alltag zu entfliehen. Beide Männer waren Mediziner und wir Frauen Jugendfreundinnen aus Bern, so daß wir uns ausgezeichnet verstanden. In angeregter Stimmung bezogen wir unsere bestellten Zimmer im Hotel und trafen uns dann zum Nachtessen im Restaurant, mit nachfolgendem Bummel durch das nächtliche Paris. Das ging per Taxi vor sich, denn wir hatten unsere «Automobile» zu Hause gelassen und waren mit der Eisenbahn gefahren.

An diesem ersten Abend ging alles gut und es wäre wohl auch weiter so gewesen, wenn mein Mann nicht einen unglückseligen Ausspruch getan hätte. Er bewunderte offensichtlich die neuesten Frisuren, die wir an verschiedenen eleganten Damen gesehen hatten, und am anderen Morgen sagte er zu mir: «Dir würde dieser Haarschnitt auch gut stehen.» Wie ein Blitz traf mich diese Erkenntnis und ich spann den Gedanken für mich weiter. So ein «Bubikopf» à la garçonne wäre nicht ohne, und die Gelegenheit, das in Paris machen zu lassen, sollte nicht verpaßt werden . . . Doch tat ich uninteressiert und meinte so nebenbei, so etwas würde in seiner traditionsbewußten Familie einen Skandal auslösen, und sogar in weiteren Verwandtenkreisen. Doch lockte mich das Abenteuer, hypermodern aus der Weltstadt heimzukehren und mich von allen bestaunen zu lassen . . . Am Vormittag begaben wir uns alle vier auf Besichtigung, doch für den Nachmittag hatten meine Freundin und ich eine Einkaufstournee vor, die unsere Männer wenig interessierte. Wir trennten uns, und ich weihte sie in meinen Plan ein. Sie sollte mich zum Coiffeur begleiten, den man mir im Hotel empfohlen hatte. Die Idee gefiel ihr, doch staunte sie über meinen Mut! Alles ging nach Wunsch, und bald fiel meine blonde Haarpracht auf dem Altar der Mode. Daß ich dabei kein Herzklopfen empfand, wäre gelogen. Da ich eine Simpelfranse trug und diese so belassen wurde, änderte sich an der Vorderansicht kaum etwas. Ein wenig straffer wurde das Haar nach hinten gekämmt und im Nacken zu einem «Käferfudi» geformt, wie das auf Baseldeutsch hieß.

Meine Freundin war so begeistert, daß sie kurzerhand beschloß, es mir gleichzutun, obwohl ich davon abriet, denn schließlich kannte sie die Meinung ihres Mannes noch nicht. Doch hörte sie lieber auf unseren «Figaro», der sie natürlich zu beschwatzen versuchte. Mir war dabei nicht ganz wohl. Ihre bisherige «Madonnen-Frisur» paßte ausgezeichnet zu ihrem dunklen Typ, mit dem schmalen Gesicht. Das pure Gegenteil von mir! Der Coiffeurmeister siegte, da er zum Trost erklärte, madame könne ja ihr Haar wieder wachsen lassen, wenn monsieur nicht einverstanden sei. Also weg damit und Kauf von zwei reizenden Hüten (oder besser: Töpfen), dem reduzierten Kopfumfang angemessen.

Die Frisuren waren darunter gut verborgen, und wir behielten sie beim eiligen Nachtessen auf. Nachher wollten wir ausgiebig «Paris bei Nacht» genießen und einige berühmte «boîtes» besuchen. Die erste hieß «Au Rat Mort», und hier kam es bereits zur Katastrophe: Meine Freundin und ich legten unsere Mäntel und Hüte in der Damengarderobe ab, kämmten uns sorgfältig und schritten siegesbewußt unseren Männern entgegen, die an einem Vierertisch warteten. Zuerst sah ich nur das freudige Erstaunen meines Gemahls und hörte sein Kompliment über mein neues Aussehen . . . aber dann, ja dann war es ganz schrecklich: Ich schaute in ein anderes, wütendes Männergesicht und auf eine schluchzende Freundin, der die Tränen aus den Augen tropften. Ringsum wurde man aufmerksam, und es war höchst peinlich. Wir versuchten, unsere Freunde zu beruhigen, und besonders, ihm zuzureden. Vergeblich! Er sagte kein Wort, aber sein Gesicht sprach Bände, und das war noch schlimmer. Der Höhepunkt aber nahte, als ein «Gigolo» sich vor meiner Freundin verneigte und sie um den Tanz bat. Wie im Traum folgte sie ihm, der wohl glaubte, diese junge Frau nach einem offensichtlichen Ehekrach aufheitern zu müssen . . . Diese Unterbrechung klärte die Luft, denn wir mußten unwillkürlich lachen, als das Paar im Tango-Rhythmus an uns vorbeitanzte, sie mit verzweifelter Miene und geröteten Augen, er charmant plaudernd, wie wenn nichts wäre. Darauf verließen wir das Lokal, und meine Freundin versprach, ihr Haar nachwachsen zu lassen.

Marie Christine

Das schöne Süße und die große Hysterie

Vor einiger Zeit ging eine Aufklärungskampagne gegen den Zahnzerfall bei der Bevölkerung durchs Land, natürlich mit absoluter Berechtigung, denn wenn sich jenachdem so ein Mündchen zum Lachen verzieht, kommen brandschwarze Broflen (berndeutscher Fachausdruck für Zähne) zum Vorschein.

Aus dieser gutgemeinten Aufklärung haben nun viele Mütter ein absolutes Neurotikum – diese Wortschöpfung ist m. E. brandneu und mir zu attribuieren – gemacht: In Leserumfragen und ratgebenden Gazetten werden dörrobstbettmümpfelnde Grosi beschumpfen, scheinz halbschlaue Verkäuferinnen, wo ahnungslos Sugus verteilen, milde, schöggelispendende Bäckersfrauen und täfeliwerfende Nachbarinnen werden allesamt verteufelt und verantwortlich gemacht für anderthalb Löchli in einem Kindergebiß.

Einzelne besonders emsige Mammene münzen jedes erhaltene Sugus gegen stumpfes Nickel um; andere lassen ihre Kinder andauernd Triebaufschieberlis machen, d. h.: jedes Möcklein Süßes wird – wahrscheinlich sehr wehen Herzens – vom Kind in ein Trückli versorgt, und wenn dieses voll ist, erhält das Triebaufgeschobne eine Summe Geldes zur freien Verfügung. Ich hoffe im stillen, besagte Buben und Mädchen seien stramm genug, sich damit einen maximalen Schleckstengel zu kaufen.

Ich komme da einfach nicht mehr mit und drus. Wir sind keine süße Familie. Meine vier Kinder wiesen schon im allerzartesten Kindesalter (im Durchschnitt acht Zähne im Mund) den Kinderbrei, den selberstrukturierten, zurück und zeigten gebieterisch mit rundlichem Finger auf Papis Salamiteller. Der Kinderarzt, den die verunsicherte Erstkind-Mutter fragte, fand das glatt und normal. Kuchen gab es in der Folge bei uns selten, höchstens den mit Aepfeln. Der Papi bekommt – nur wegen der Aufrechterhaltung eines touch of tradition – zum Geburtstag einen Linzerpflätter, und die Weihnachtsgutzi kollaborieren wir aus Liebe zu der Idee.

Meine Kochschule fand tief im Krieg statt. Wir lernten aus zirka einem Pfund Mehl, einem Ei, Milch, Wasser, Haselnüssen und Sacharin mit viel Backpulver einen Kuchen zu backen. Seither habe ich nichts dazugelernt. Und spätestens seit Esther Vilar, die von den unnötigen Kuchen redet, bin ich aufs trefflichste rehabilitiert.

Dafür bin ich recht großzügig im Umgang mit «Schoggi». Immer noch aus der Kriegsperspektive sehe ich darin, zusammen mit einem Stück Brot, fast eine Mahlzeit, ohne gleich mit der Zahnbürste zu winken. Und wenn so ein Kindchen, morgens um zehn Uhr, im Laden ein Sugus in Empfang nimmt, strahlend übers ganze Gesicht, wer wollte dann eine Megäre sein und über es herfallen, das schöne Süße abverlangend für ins Trückli! Dasselbe gilt für die stimmungsrettenden Chauzgi, Mars und Dingsways aller Arten.

Immerhin ist zu sagen, daß meine Kinder, die älteste zählt nun tausend Wochen, zusammen vielleicht ein Dutzend Löcher zu flicken hatten; dem Zweitältesten hätte es wahrscheinlich zu einem Preis gereicht, wenn ich es gemerkt hätte. Aber man hat doch eigentlich auch noch andere Sorgen.

Und wer sagt, wereliwer, daß unsere Zahnärzte nicht gern hin und wieder etwas verdienen? Soviel ich sie kenne, nehmen sie doch ganz gerne hin und wieder ein paar Franken ein. Die Guten. Ruth L.

Die Kinder und der Lebensstil

Soeben schreibt mir meine Freundin Marianne den zweiten Brief in diesem Jahr, was erstaunlich ist. Gewöhnlich beschränkt sich unsere Korrespondenz auf ein jährliches Bulletin so um Weihnachten. Wir sind nämlich zurzeit beide Nur-Hausfrauen mit je einem Mann, zwei vorschulpflichtigen Kindern, einem Einfamilienhäuschen und keinerlei Haushalthilfen. Da kommt man sich ziemlich ausgelastet und sehr angebunden vor. Aber sie weiß jetzt, schreibt Marianne, daß das nur eine Frage der Einstellung ist. Sie hat es in einer sehr bekannten Frauenzeitschrift gelesen, beim Coiffeur, wo sie alle sechs Wochen einmal hinkommt, und es war also eine alte Nummer, aber es ist wahr: Kinder ändern wenig bis nichts am Lebensstil eines Paares.

Welchen Paares? Hans und Marianne zum Beispiel waren begeisterte Segler und Bergsteiger bevor sie Kinder hatten. Dann verzichteten sie mehr oder weniger auf diese Hobbies (Marianne mehr, Hans weniger), bis auf weiteres jedenfalls, da sie den Eindruck hatten, es handle sich um Tätigkeiten, die sich mit der Entwicklung eines Säuglings nicht gut vertrügen. Der Eindruck war, laut Frauenzeitschrift, falsch. Man kann scheint's seine Sprößlinge von Anfang an praktisch überallhin mitnehmen. Die Kinder finden das lustig, oder es ist ihnen gleichgültig, aber stören tut es sie ganz sicher nicht. Das war Marianne eine Erleuchtung, und sie ging hin und kaufte pro Kind ein Traggestell, und los ging's auf einen mittleren Wanderberg, die Kinder huckepack auf dem Rücken.

Bei der Anfahrt im Auto erbrach sich Dani, und das Suseli wollte einmal den Schoppen und einmal Windelwechsel bitte, und beide brüllten ab und zu ein bißchen. Beim Aufstieg riß Suseli Mami häufig an den Haaren, und Dani quetschte dem Papi ein Stücklein Banane in die Ohren. Dann brauchte Suseli nochmals einen Schoppen, und bei diesem Zwischenhalt kugelte Dani einen Abhang hinunter, verlor die Kontrolle, und beinahe wäre es ganz schlimm gekommen, aber zum Glück nur beinahe, denn Hans ließ den Thermoskrug geistesgegenwärtig fallen und rettete seinen Sohn. Dieser brüllte natürlich erbärmlich vor lauter Schreck, und Suseli entschloß sich zu einer Solidaritätskundgebung. Und so weiter. Der Tag war sehr ereignisreich. Marianne endete den Tränen nahe, Hans in stiller Wut. Sie haben ja beide nichts gegen kleine Kinder, im Gegenteil, und sie sind, wie gesagt, begeisterte Bergsteiger. Aber die Kombination fanden sie ungünstig, um nicht zu sagen aufreibend.

«Diese Orgien bei Müllers sind ja ganz nett, aber irgendwie sehnt man sich dabei dann doch immer nach der heilen, gesunden Welt eines Wysel Gyr!»

Jetzt weiß Marianne nicht, soll sie an sich zweifeln oder an der Frauenzeitschrift, und sie fragt mich, da ich ja grundsätzlich in der gleichen Lage bin, wie das sich denn bei uns verhalte. Hat sich unser Lebensstil durch die Kinder stark verändert, oder unwesentlich, oder etwa gar nicht? Also: seit wir die Kinder haben, findet bei uns so viel Leben statt, daß von Stil praktisch keine Rede mehr sein kann. Manchmal paßt uns das, manchmal nicht. Dann sagen wir uns, daß Museumsbesuche – um nur ein Beispiel zu nennen – um fünf Jahre verschoben werden können, Kinder hingegen, wenn sie erst einmal hier sind, nicht. Ergo verbringen wir den Nachmittag im Sandhaufen.

Auf die Lösung, welche die Frauenzeitschrift so munter vorträgt, wäre ich nie gekommen. Aber Sie?

Helen

Fette Haare und Schuppen sind ein Uebel, dem wir wissenschaftlich zu Leibe gerückt sind.

Die klinischen Tests haben den Nachweis erbracht:

FS-Medizinal-Shampoo gegen fette Haare

reduziert die übermässige Fettabsonderung der Talgdrüsen und normalisiert die Hautfunktionen.

FS-Medizinal-Shampoo gegen Schuppen

eliminiert fettige (ölige) und trockene Schuppen und desinfiziert die Kopfhaut.

FS-Medizinal-Shampoos, für gesunde, saubere und schöne Haare mit seidigem Glanz.

Nur in Apotheken und Drogerien erhältlich, in Plastikflaschen zu 150 ccm, für 25 bis 30 Anwendungen (reicht bei wöchentlicher Anwendung für 5 bis 6 Monate), Fr. 6.85

FS PARFUMERIE FRANCO-SUISSE, Ewald & Cie. SA, 4133 Pratteln/Schweiz